

Anton LANDERSDORFER (Hg.), „Nach Rom zu schreiben fühle ich oft ein wahres Bedürfnis“. Die Briefe des Germanikers Johann Baptist Huber (München) aus den Jahren 1870 bis 1886, Passau (Verlag Karl Stutz), 2013, 435 S., ISBN 978-3-88849-159-7.

Der zu besprechende Band bietet 105 Briefe des Germanikers und erzbischöflichen Sekretärs Johann Baptist Huber (1842-1886, am Ende seines Lebens auch Domkapitular) unter den Erzbischöfen Gregor Scherr (1804/1856-1878) und Anton Steichele (1816/1878-1889), überwiegend an den Rektor des „Collegium Germanicum und Hungaricum“, Andreas Steinhuber (1825-1907). Einige der Briefe sind auch an alle Confratres im römischen Kolleg adressiert, dazu kommen einige wenige an den Jesuiten Franz Xaver Huber (1801-1871), seinem Spiritual, der aber bald verstorben ist. Die Briefe aus dem Germanikum an Johann Baptist Huber müssen hingegen als verschollen und wohl vernichtet gelten. Es ist ohne weiteres klar, dass diesen Schreiben erhebliche Brisanz zukommt: Als Sekretär eines Erzbischofs hat man eine Vertrauensstellung inne, in der man beinahe automatisch über viele, auch streng vertrauliche Dinge der bischöflichen Amtsführung Informationen erhält. Der Erzbischof muss sich deshalb auf die Verschwiegenheit und die Loyalität seines Sekretärs unbedingt verlassen können. Dennoch mag die Versu-

chung nahegelegen haben, nach Rom Dinge zu berichten, an denen man dort Interesse zeigte. Der erzbischöfliche Sekretär war, indem er diese Berichterstattung pflegte, gleichsam ipso facto zu einer Art Balanceakt verdammt. Dass Germaniker als römische Jesuitenschüler in Deutschland ihren Diözesanbischöfen, ihren Mitklerikern und den staatlichen Autoritäten gegenüber illoyal seien, wurde bereits zeitgenössisch vielfach gemutmaßt. Huber beklagte sich deshalb vielfach (vgl. etwa S. 41) über das Misstrauen, das ihm als Germaniker entgegenstoße, ohne dies mit der eigenen Korrespondenz nach Rom irgendwie in Verbindung zu bringen. Dabei berichtet er zwar einerseits selbst unter den Schauergeschichten, die der Altkatholik Johann Friedrich den Germanikern zuschreibe, dass sie alles nach Rom berichten und denunzieren (163); dennoch tat er es selbst. Dass dahinter System war, ist ja auch an den bekannten Briefen der Würzburger Germaniker an die Germanikumsleitung zu erkennen. Vor allem berichtete Huber umfassend und durchaus im Auftrag über alle anderen Germaniker, dann aber auch über Fragen der bischöflichen Amtsführung, die in Rom offenbar durchwegs auf Interesse stießen. Dazu scheint er immer mehr für den Münchener Nuntius Angelo Bianchi (Nuntius 1874-1877) ein unverzichtbarer Informant geworden zu sein (vgl. v. a. 261f.). In der Nuntiatur hatte man stets das Problem, die deutsche Sprache nicht oder kaum zu beherrschen. Man war so von vielen Informationen abgeschnitten und war Huber schon aus diesem Grund überaus dankbar. Erst Steichele hat ihm dann diese Informantenrolle verboten (vgl. 283f.).

In inhaltlicher Hinsicht erfährt man zunächst einmal viel über das Karrierestreben Hubers, der das Germanikernetzwerk für sich einzusetzen suchte und den zeittypischen Spagat vollziehen musste, einerseits erklären zu müssen, eigentlich nur ein einfacher Landpfarrer sein zu wollen, und andererseits keine Möglichkeit zu verpassen, eine einflussreiche kirchliche Position zu erlangen. Dann erfährt man auch sehr breit von den umfassenden finanziellen Interessen und Bedürfnissen Steinhubers bzw. der Kollegleitung, die Huber vor allem durch viele zehntausende von Messintentionen, die nach Rom gesandt wurden, zu stillen suchte. Zu welchen wichtigeren Themenbereichen bringt die Korrespondenz nun aber darüber hinaus gehend vertiefte Einblicke, die eine Auswertung als lohnend erscheinen lassen? Drei Fragenkomplexe sollen kurz berührt werden:

1.) Was den bayerischen Episkopat angeht, so überrascht es nicht, dass Huber grundsätzlich den ultramontan-konservativen Flügel unterstützte, von dem er glaubte, er kämpfe für das „Gute“. Die eher auf den Kompromiss und die Einheit im Klerus zielenden Oberhirten, etwa Friedrich Schreiber (1819-1890) in Bamberg oder Josef Franz Weckert (1822-1889) in Passau, werden deshalb kritisch gesehen. Persönlicher Umgang wie mit Schreiber, der zu Sitzungen des Reichstags im erzbischöflichen Palais weilte, können die Sichtweise aber dann mildern; die Gesin-

nung solcher Bischöfe sei gut, sie seien aber zu wenig mutig oder hätten falsche Ratgeber usf. Trotz prinzipieller Nähe ist Huber freilich zwar ein Anhänger Leonrods in Eichstätt, der ihn auch für das dortige Seminar als Professor hatte abwerben wollen, nicht aber von Senestrey in Regensburg. Dieser sei wegen seines amoralischen Lebenswandels von Minister Lutz erpressbar geworden. Huber habe dies anfangs nicht glauben wollen, es bestehe aber an der Tatsächlichkeit keine Möglichkeit zu zweifeln. *Es sind mehrere Punkte*, so versicherte ihm auch Erzbischof Scherr, *die alle auf den punctum sexti hinauslaufen*. In der Zeit, als er sich in Augsburg mit einer *Somnambul* eingelassen habe, sei dessen Personalakt dort *ziemlich angewachsen* (140). Eine Witwe habe vom Regensburger Germanikerbischof dann *Mehreres erpres-* *sen* wollen und auch deshalb an das erzbischöfliche Ordinariat geschrieben. Auch Lutz wisse von all diesen Dingen. Als Steinhuber seinen rechten bischöflichen Gesinnungsgenossen verteidigen wollte, versicherte Huber noch einmal, dass es sich bei all dem leider nicht um *Klatsch* handle. (146f.). In München werden auch sonst einige Frontlinien deutlich, v. a. Hubers Gegnerschaft gegen Domdekan Georg Karl Reindl (1803-1882). Was die eigenen Erzbischöfe angeht, so galt ihm Scherr als grob, ungebildet, mit schlechten Manieren. Anfangs fühlte er sich als sein Sekretär sehr unwohl; mit der Zeit besserte sich dieses Verhältnis aber immer mehr, und Huber trauerte dann durchaus ernsthaft um seinen verstorbenen Dienstherrn, der ein *gutes Herz* gehabt habe. Gegenüber Steichele war Huber erst abwartend, aber dann durchaus positiv eingestellt, gerade als er in seiner Stellung bestätigt wurde. Mit der Zeit wurde seine Sicht aber kritischer: Steichele kümmere sich zu sehr um die Meinung des Staates, sei zu viel in seiner schwäbischen Heimat und zu wenig in München präsent usf. (277). Das Verhältnis verschlechterte sich (vgl. 295f.), um sich dann wieder zu entspannen.

2.) Immer wieder beschäftigte sich Huber mit der Münchener Theologischen Fakultät. Natürlich ist hier seine Sichtweise eine überaus kritische, zum einen, was Döllinger und Friedrich angeht, dann aber auch auf die anderen Fakultätsmitglieder, die sich nicht hinreichend abgrenzen würden. Zum Exegeten Reithmayr weiß er zu berichten, er habe *gemein* über das Vatikanische Konzil geschimpft (40); zum Tod des Moraltheologen Wilhelm Reischl bemerkt er etwa: *Daß Prof. Reischl gestorben ist, wissen Sie. Man sagte hier, Gott habe ihn aus den Händen der Altkatholiken befreit, weil er sich davon nicht losmachen konnte. Die ganzen Ferien hatte er in Gesellschaft von altkath. Professoren ... zugebracht u. starb dann einige Tage nach der Rückkehr an d. Cholera. Prof. Thalhofer und Antiquar Zipperer sollen einen ganzen Tag mit Durchmusterung von Briefen zugebracht u. sehr viele verbrannt haben, weil sonst hohe Personen sehr compromittirt worden wären. Es soll bei R. auch in Bezug auf die Immac. Conceptio sehr gespuckt haben* (126f.). Über den Kirchenrechtler Isidor Silbernagl wird hingegen mehrfach berichtet, er sei von seinen anfänglichen Sympathien für den Altkatholizismus inzwischen gründlich ge-

heit. (vgl. etwa 114, 151 u. ö.). Silbernagl scheint in der Folgezeit stark bayerisch-partikularistische, ultramontane Tendenzen entwickelt zu haben. Zum Neutestamentler Peter Schegg berichtet er zwar zunächst, *er macht nichts u. bricht nichts* (135). Als dessen „Leben Jesu“ 1875 indiziert wurde, wusste zunächst niemand in München, weshalb, schon gar nicht Erzbischof Scherr, der es gerade als seine Betrachtungslektüre verwendete. Huber las es nun und fand dann als Germaniker doch Stellen, in denen Scheggs Bibelauslegung nicht mit seiner römischen Dogmatik übereinstimmte (190-192, 194f.); seine Vermutungen wurden dann durch Mitteilungen der römischen Indexkongregation bestätigt; etwa habe Schegg bei der Auslegung der Evangelien vergessen, das Jesus aufgrund der *scientia beatifica* und der *scientia infusa*, die er gehabt haben müsse, bereits seit Säuglingsalter absolut allwissend war und deshalb von einer Zunahme an Wissen nicht die Rede sein könne! (216).

3.) Recht interessant sind auch die Selbstidentifikationen (*wir* als die *Guten*, die *Gutgesinnten* usw.), die Huber vornimmt, und damit auf der anderen Seite die stereotyphaft gebrauchten Feindbilder. Die bayerische Ministerialbürokratie galt ihm als die *ministeriellen Freimaurer* (163), die Altkatholiken waren ihm die *Neuprotestanten* (68), von denen er immer wieder schadenfroh berichtete, wie bei deren Gottesdiensten kaum Volk vorhanden sei, die Juden *beherrschen* hingegen – so sich als Antisemit erweisend – *schon so ziemlich Alles* (189, vgl. auch 96). So erweist sich Huber von typisch ultramontanen Stereotypen und Feindbildern massiv geprägt. Ein besonderer Bezugspunkt war ihm Josef Kleutgen (1811-1883); die neothomistische Wende unter Papst Leo XIII., die damit verbundenen Purgierungen am „Collegium Romanum“ und die neuen Professorenaufgaben Kleutgens begrüßte er. Hinweise der Altkatholiken auf dessen Lebensführung – hier war offenbar doch damals einiges bekannt – tat er ab (262). Dennoch war Huber in gewisser Weise durch den Kontakt mit der Praxis der Diözesanleitung auch kritisch gegenüber extrem rechten Scharfmachern, etwa dem Germaniker Alois Rittler (1839-1890) und Senestrey, die eine gewisse Nähe in Gesinnung und Lebenswandel verband, dazu gegen Johann Baptist Sigl (1839-1902) und seine extrempartikularistische Presse- und Parteiarbeit.

Anton Landersdorfer hat mit den Briefen Hubers so dankenswerterweise eine in vielfacher Hinsicht interessante und noch auszuwertende Quelle nicht nur für die Diözesangeschichte und die Geschichte der Freisinger Bischofskonferenz zur Verfügung gestellt, sondern auch für das Verhältnis der Ortskirchen zu Rom, für die Fragen nach Informationsgewinnung in der Kirche und nach dem Verhältnis von formellen und informellen Kanälen.

Klaus Unterburger